

Stefanie Siess

Kulturschaffende in der französischen Besatzungszone (1945–1955)

Selbstansprüche und Handlungsspielräume am Beispiel von Alfred Döblin und Tami Oelfken

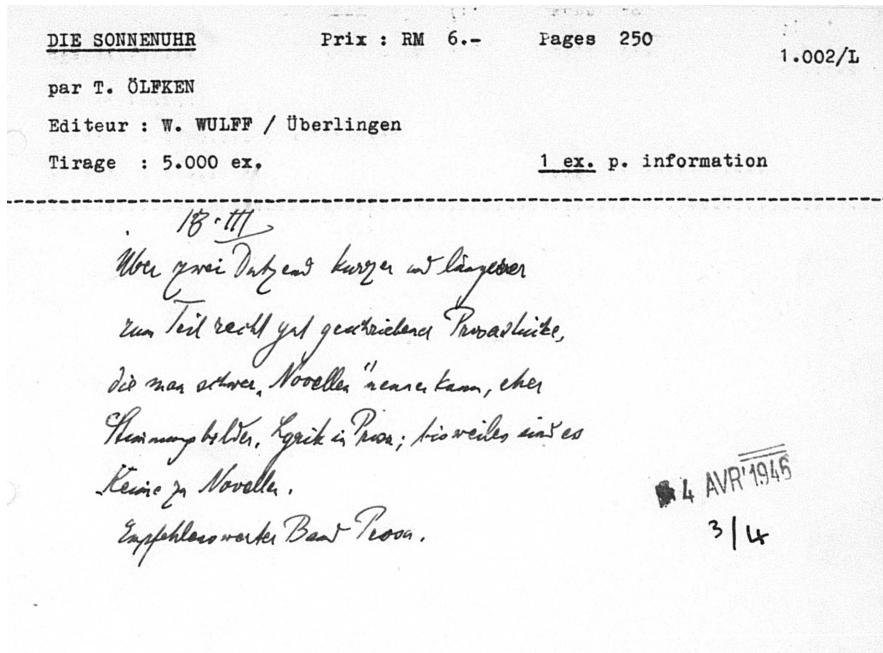


Abb. 1: Alfred Döblins Gutachten zu Tami Oelfkens *Die Sonnenuhr*, 1946.

„Über zwei Dutzend kurzer und längerer zum Teil recht gut geschriebener Prosastücke, die man schwer ‚Novellen‘ nennen kann, eher Stimmungsbilder. Lyrik in Prosa; bisweilen sind es Keime zu Novellen. Empfehlenswerter Band Prosa.“¹ So

¹ Alfred Döblin: Gutachten „Die Sonnenuhr“, Stempel vom 4. April 1946. Kopie aus: Direction Générale des Affaires Culturelles – Service du Livre et de la Documentation, Dossier 2: Licences d'édition – n°901 à 1200 1946, classement: C. 673, S. 1. In: DLA Marbach, A: Döblin, Alfred. Ich

beschrieb Alfred Döblin (1878–1957) im April 1946 Tami Oelfkens (1888–1957) Buch *Die Sonnenuhr*, das er in seiner Position als Literaturinspekteur der französischen Militärregierung in Baden-Baden begutachtete und zur Veröffentlichung freigab. Oelfken hatte die Texte für diesen Erzählband, nach eigener Aussage, „fast ausnahmslos [...] in entsetzlicher seelischer Bedrückung“² im Exil in London und Paris verfasst. Als reformpädagogische Lehrerin und gesellschaftskritische Autorin hatte sie von den Nazis zwei Berufsverbote erhalten und war 1935 emigriert. Schon 1939 war sie allerdings nach Deutschland zurückgekehrt, ab 1945 ließ sie sich in Überlingen am Bodensee nieder, wo sie das Ende des Krieges und anschließend die französische Besatzung erlebte. Die Gegend hatte sich während des Krieges, unter anderem aufgrund der Nähe zur Schweiz, zu einem Sammelbecken für Künstler*innen der sogenannten inneren Emigration entwickelt, Oelfken zog es aufgrund von freundschaftlichen Verbindungen dorthin.³ Sie hegte große Hoffnungen auf einen politischen und persönlichen Neubeginn im Nachkrieg und bemühte sich darum, ihre zuvor verbotenen Bücher nun in der französischen Zone zu veröffentlichen. *Die Sonnenuhr* wurde 1946 nach Döblins Zulassung vom Verlag Werner Wulff in Überlingen herausgegeben.

Alfred Döblin war als einer der erfolgreichsten und bekanntesten deutschen Schriftsteller der Weimarer Republik 1933 aufgrund seiner jüdischen Herkunft und seiner sozialistischen politischen Haltung nach Paris emigriert und hatte 1936 die französische Staatsbürgerschaft angenommen. Vom Ende des Krieges in Europa erfuhr er im Exil in Los Angeles, wohin er 1940 mit seiner Familie gezogen war. Er gehörte zu den ersten Exilautoren, die nach Deutschland zurückkehrten; im November 1945 trat er seinen Dienst für die französische Militärregierung in Baden-Baden an. Schon 1942 hatte Döblin von einer geplanten Rückkehr nach Europa nach einem Sieg über den Nationalsozialismus gesprochen, in Amerika fühlte er sich aufgrund der Sprache isoliert und unbeachtet, zudem verarmte die Familie zusehends. Wie Tami Oelfken hoffte auch er auf den Aufbau eines demokrati-

danke Sandra Schell für den Hinweis und Sébastien Chauffour (Centre des Archives diplomatiques, La Courneuve) für die Genehmigung des Abdrucks.

2 Tami Oelfken: Noch ist es Zeit. Briefe nach Bremen 1945 bis 1955, hg. v. Ursel Habermann. Frankfurt a. M. 1988, S. 214.

3 Vgl. Manfred Bosch: Bohème am Bodensee. Literarisches Leben am See von 1900 bis 1950. Lengwil 2007, S. 193–197. Für biografische Informationen zu Tami Oelfken siehe auch: <https://bremer-frauenmuseum.de/2017/03/23/oelfken-maria-wilhelmine-gen-tami/> [Zugriff: 24.04.2023]. Zur Debatte um die ‚Inneren Emigranten‘ in der unmittelbaren Nachkriegszeit vgl. ferner die Beiträge von Irma von der Lühe und Bernhard Walcher in diesem Band.

schen Deutschlands und eines friedlichen Europas und wollte durch seine Arbeit im Kulturbereich aktiv dazu beitragen.⁴

Beide hatten während ihrer Exiljahre in Frankreich gelebt, sie kannten Land, Kultur und Sprache der Besatzer und verfügten somit über das, was man heute interkulturelle Kompetenz nennen würde. Welche Rollen nahmen sie nach 1945 als Kulturschaffende mit Verfolgungshintergrund im alliierten, spezifisch im französischen ‚Umerziehungsprojekt‘ ein? Welche Selbstansprüche formulierten sie? Welche tatsächlichen Handlungsspielräume hatten sie als kulturvermittelnde Remigrierte im nachkriegsdeutschen Kulturbetrieb? Wie entstanden und entwickelten sich ihre Netzwerke innerhalb der sich neu herausbildenden kulturellen Szene in der französischen Zone?

Um diese Fragen zu beantworten, werden Ego-Dokumente, aber auch literarische Werke der beiden Akteure herangezogen und ausgewertet. Für Döblin sind das Texte, die zwischen 1945 und 1955 entstanden und postum unter dem Titel *Autobiographische Schriften und letzte Aufzeichnungen* veröffentlicht wurden, sowie das Geleitwort der ersten Ausgabe von *Das Goldene Tor. Monatsschrift für Literatur und Kunst*, der von Döblin in Absprache mit Raymond Schmittlein (1904–1974) gegründeten und herausgegebenen Literaturzeitschrift.⁵ Tami Oelfkens Bemühungen, in der französischen Zone professionell Fuß zu fassen, werden aus dem Briefwechsel mit ihrem Freund und Verleger Werner Wulff (1901–1956), der Auseinandersetzung mit dem Verleger Josesph Caspar Witsch (1906–1967) und aus ihrem unveröffentlichten Tagebuch rekonstruiert.⁶ Der Fokus auf Literatur und Ego-Dokumente als geschichtswissenschaftliche Quellen sowie auf kulturelle Grenz- und Vermittlungsfiguren ermöglicht einen neuen Zugang zur Geschichte der französischen Besatzungszone, zu den alltäglichen Realitäten und Handlungsspielräumen historischer Akteure.

⁴ Wilfried F. Schoeller: Alfred Döblin. Eine Biographie. München 2011, S. 622f. Für biografische Informationen siehe auch den Eintrag: Döblin, Alfred. In: Munzinger Online/Personen – Internationales Biographisches Archiv, online abrufbar unter <http://www.munzinger.de/document/00000000186> [Zugriff: 20.04.2023].

⁵ Alfred Döblin: Autobiographische Schriften und letzte Aufzeichnungen, hg. v. Edgar Pässler. Freiburg 1977; Alfred Döblin: Geleitwort. In: Das Goldene Tor 1.1 (September 1946), S. 3–6.

⁶ Vgl. Oelfken: Noch ist es Zeit; Tami Oelfkens unveröffentlichtes Tagebuch, 1949–1956. In: Felder-Archiv Bregenz, Vorlass Manfred Bosch, N61/1, 20.

1 Forschungsfeld und -begriffe

In der französischen Zone stand die Bedeutung der Kulturpolitik für das Projekt der Demokratisierung und ‚Umerziehung‘ von Beginn an im Mittelpunkt. Die geschichtswissenschaftliche Forschung hat diese Politik über die Jahre auf verschiedenen Enden des Spektrums zwischen sicherheitspolitischen und kulturell-integrativen Zielen verortet, neuere Forschungen stellen den – gegenüber den anderen Westzonen – eigenständigen und konstruktiven Charakter der französischen Kultur- und Hochschulpolitik in den Vordergrund.⁷ Hierdurch rückten vermehrt auch solche deutsch-französischen Akteure in den Fokus, die die von der französischen Militärverwaltung früh geförderten Kulturaktivitäten in den Bereichen Theater, Rundfunk, Literatur, Hochschulpolitik und Verlagswesen begleiteten und grenzüberschreitend vermittelten.

Zur Beschreibung solcher trans- und interkulturellen Grenz- und Vermittlungspersönlichkeiten haben sich, nicht nur in der englischsprachigen Forschung, die von Konzepten der Anthropologie ausgehenden Bezeichnungen *mediators*, *mediating figures*, *border-crossers*, *go-betweens*, sowie *cultural agents* oder *cultural translators* etabliert.⁸ Solche „Mittlerpersönlichkeiten“ zeichnen sich durch die Fähigkeit zu übernationalem Denken, Fühlen und Handeln aus, die sie idealtypisch unterhalb einer offiziellen, staatlichen Handlungsebene einsetzen. Sie arbeiten somit in ihrem Wirkungsfeld „auf eine dauerhafte und gesellschaftlich verankerte Verständigung zwischen [z.B.] zwei Völkern“ hin.⁹ Für eine solche Arbeit qualifizieren unter anderem Sprachkenntnisse und interkulturelle Erfahrungen oder Vorkenntnisse. In der Praxis, hier im spezifischen Kontext der alliierten Besatzung, zeigen sich solche Vermittlungsakte allerdings immer auch als konfliktanfällig. Camilo Erlichman und Christopher Knowles beschreiben die westalliierte Besatzung in der Einleitung ihres 2018 erschienenen Sammelbandes als „*dynamic power relationship*“, geprägt durch asymmetrische Machtverhältnisse zwischen „*occupiers*“ und „*occupied*“, die dennoch ständig neu verhandelt wur-

⁷ Einen Überblick über die Forschung seit den 1980er Jahren sowie über das kulturelle Engagement der französischen Besetzungsbehörden bietet Anne Kwaschik: Hinter dem „seidenen Vorhang“: Entnazifizierung und Umerziehung in der französischen Besatzungszone (1945–1949). In: Deutsch-französische Besetzungsbeziehungen im 20. Jahrhundert, hg. v. Frank Engehausen, Marie Muschalek und Wolfgang Zimmermann. Stuttgart 2018, S. 209–231, hier S. 217–219.

⁸ Vgl. Sebastian Jobs und Gesa Mackenthun (Hg.): Agents of Transculturation: Border-Crossers, Mediators, Go-Betweens. Münster 2013, S. 7f.

⁹ Katja Marmetschke: Mittlerpersönlichkeiten. Neuere biographische Arbeiten zur Mittlerfunktion zwischen Frankreich und Deutschland. In: Lendemains 25.98/99 (2000), S. 239–257, hier S. 239.

den.¹⁰ Neueste Forschungen konzentrieren sich auf Interaktionen zwischen diesen heterogenen Akteursgruppen, die von Statusunterschieden, Interessenskonflikten und individuellen Handlungsspielräumen geprägt waren. Dabei spielten Vermittlungspersönlichkeiten als ‚Grenzfiguren‘ an der Schnittstelle zwischen ‚Besatzern‘ und ‚Besetzten‘ eine wichtige Rolle.¹¹

In Rekurs auf Hans Manfred Bocks Typologie der „deutsch-französischen Mittler“ unterscheidet Corine Defrance in einem Aufsatz über Raymond Schmitlein zwischen offiziellen Vertretern der Besatzungsmacht, die sie „Wiederaufbauer“ oder „Öffner“ nennt, und zivilgesellschaftlichen Akteuren, die diesen als „Mittler“ gefolgt seien.¹² Dem früheren Résistance-General und Germanisten Schmitlein war als Leiter der Abteilung *Éducation Publique* der französischen Militärregierung beziehungsweise der Hohen Kommission zwischen 1945 und 1951 zeitweilig auch Döblins Arbeit unterstellt. Dieser nahm ebenfalls eine offizielle Rolle innerhalb der französischen Besatzungsbehörden ein, allerdings mit dem Fokus auf Vermittlung durch Kultur.

Tami Oelfken verstand sich, schon ausgehend von ihrer pädagogischen Ausbildung, ebenfalls als Vermittlerin. Als Schriftstellerin war sie in der unmittelbaren Nachkriegszeit von den Gutachten Döblins und allgemein von der Gunst der französischen Behörden abhängig. Bereits 1939 war sie remigriert und hatte den Krieg in Deutschland erlebt. In der Literaturgeschichte wird sie deshalb bisweilen der ‚Inneren Emigration‘ zugeordnet.¹³ Vor dem Hintergrund der sogenannten Großen Kontroverse wurden die Positionen und Handlungsspielräume remigrierter Autor*innen in der literaturwissenschaftlichen Forschung allerdings kontrovers diskutiert. Oelfkens autobiografische Dokumentation der Zeit nach ihrer Rückkehr nach Deutschland, 1946 veröffentlicht unter dem Titel *Fahrt durch das Chaos. Logbuch vom Mai 1939–1945*,¹⁴ bezeugt eine innere Distanz und eine wider-

¹⁰ Camilo Erlichman und Christopher Knowles: Introduction: Reframing Occupation as a System of Rule. In: Transforming Occupation in the Western Zones of Germany. Politics, Everyday Life and Social Interactions, hg. v. dens. London 2018, S. 3–24, hier S. 5–7.

¹¹ Vgl. Valentin Bardet, Élise Mazurié, Stefanie Siess, Félix Streicher: CfP Besetzter Alltag – Neue Perspektiven auf die westalliierten Besetzungen (1945–1955). In: H-Soz-Kult (23.09.2022), online abrufbar unter <https://www.hsozkult.de/event/id/event-129837> [Zugriff: 18.08.2023].

¹² Vgl. Corine Defrance: Raymond Schmitlein (1904–1974), ein Kulturvermittler zwischen Deutschland und Frankreich? In: Der Intellektuelle und der Mandarin. Für Hans Manfred Bock, hg. v. François Beilecke und Katja Marmetschke. Kassel 2005, S. 481–502, hier S. 501; Hans Manfred Bock: Vom Beruf des kulturellen Übersetzens zwischen Deutschland und Frankreich, oder: Verzagen die Mittler? In: Lendemains 22.86/87 (1997), S. 8–19.

¹³ Ursel Habermann: Die Schriftstellerin Tami Oelfken (1888–1957). In: Oelfken: Noch ist es Zeit, S. 7–33, hier S. 12.

¹⁴ Tami Oelfken: Fahrt durch das Chaos. Logbuch vom Mai 1939–1945. Überlingen 1946.

ständige Haltung im nationalsozialistischen Deutschland der Kriegsjahre, für die Oelfken große persönliche Entbehrungen und Gefahren in Kauf genommen hat. Sie hatte sich „dem faschistischen Regime [nicht] angedient“, laut Leonore Krenzlin ein mögliches Kriterium für die Zuschreibung.¹⁵ Krenzlin spricht sich dafür aus, den Begriff nicht literaturwissenschaftlich zur Kategorisierung von Schriftsteller*innen nach „ästhetischen, poetologischen, weltanschaulichen oder politischen Gesichtspunkten“ zu nutzen, sondern ausschließlich im Hinblick auf die besonderen lebensweltlichen Existenzbedingungen der infrage kommenden Autor*innen,¹⁶ was dem geschichtswissenschaftlichen Erkenntnisinteresse dieses Beitrags entspricht. Im Folgenden wird von dieser weiten Definition von ‚Innerer Emigration‘ ausgegangen. Oelfken selbst positionierte sich nicht nachweislich zur ‚Großen Kontroverse‘, sie beschrieb sich nicht als der ‚Inneren Emigration‘ zugehörig, sondern als „vergeblich emigriert“, „selbst emigriert“ oder „verboten“.¹⁷

2 Alfred Döblin: „Ein ungeheuerliches Unterfangen“

Döblins Arbeit in Baden-Baden war von offizieller Seite als *Réeducation* definiert worden.¹⁸ Was war damit gemeint, und welche Auffassung hatte er selbst von ‚Umerziehung‘? Döblins Freund, der französische Germanist Ernest Tonnelat (1877–1948), hatte ihm die Stelle als Literaturinspekteur vermittelt. Die Aufgabenbereiche waren in Paris direkt nach Döblins Rückkehr aus den USA bei einer Dienstbesprechung mit Raymond Schmittlein im Erziehungsministerium umrisSEN, wenn auch nicht im Einzelnen festgelegt worden: Die Herausgabe einer literarischen Zeitschrift, die ‚Vorzensur‘ von Büchern, zudem die Neu- und Wiederaufnahme von Kontakten im zerrissenen Nachkriegsdeutschland. Sein amtlicher Titel lautete seit April 1946 *Charge de Mission auprès du Gouvernement en Allemagne* oder auch *Chef du Bureau des Lettres*, was einer eher untergeordneten

¹⁵ Vgl. Leonore Krenzlin: Emigranten im eigenen Land? Zum Umgang mit dem Ausdruck ‚Innere Emigration‘. In: Zwischen innerer Emigration und Exil. Deutschsprachige Schriftsteller 1933–1945, hg. v. Marcin Gołaszewski, Magdalena Kardach und Leonore Krenzlin. Berlin/Boston 2016, S. 11–28, hier S. 11.

¹⁶ Vgl. Krenzlin: Emigranten, S. 21f.

¹⁷ Habermann: Die Schriftstellerin, S. 20; Bosch: Bohème, S. 195.

¹⁸ Vgl. Schöller: Alfred Döblin, S. 640.

Führungsposition innerhalb der *Direction de l'Éducation Publique* entsprach.¹⁹ Hinter seiner Person stand die ‚Mission‘ der französischen Militärverwaltung, politische Bildung durch Kultur, vor allem durch Literatur zu verfolgen. In Döblin sahen sie einen ‚Beauftragten‘, dessen Name in Deutschland bekannt war, der als ehemaliger deutscher Staatsangehöriger über Sprach- und Vermittlungskompetenzen verfügte und der aufgrund seines Verfolgungshintergrunds als unbelastet gelten konnte. Rollen, die er einnehmen sollte, umfassten die offizielle Kontrollinstanz als Zensor, aber auch die des Aufklärers, des Vermittlers, des Netzwerkers. Schon in der Anlage war Döblins Position die eines *cultural mediators*.

Als der Krieg in Europa zu Ende war, hatte Döblin im kalifornischen Exil mit Blick auf die Zukunft Deutschlands zunächst skeptisch und zurückhaltend reagiert. Bezuglich des Sieges über den Nationalsozialismus schrieb er aus Los Angeles an das befreundete und ebenfalls emigrierte Ehepaar Elvira und Arthur Rosin nach New York: „[I]ch kann mich beinahe kaum darüber freuen. Daß die Bestie endlich daliegt, gut: aber was hat sie angerichtet.“²⁰ Dennoch vertraute er auf den Wiederaufbau des europäischen Geisteslebens, auch des deutschen. Er schien an eine ‚Stunde Null‘ und an die Möglichkeit eines ‚anderen Deutschland‘ zu glauben – anders wäre die Annahme des Angebots, nach Deutschland zurückzukehren, schwer zu erklären. Er setzte Hoffnungen auf Entnazifizierung und Demokratisierung durch „geeignete Kräfte“, die er aktiv vor Ort unterstützen wollte.²¹ Diese Hoffnung behielt er sich auch in den ersten Monaten in Baden-Baden bei, in Briefen an Freund*innen äußerte er sich weitgehend vorurteilsfrei, erfüllt von gesellschaftlichem und pädagogischem Optimismus. Zwar trat er im Dienst und in der Uniform der Besatzungsmacht im Range eines Obersts auf, sprach sich öffentlich aber gegen eine autoritäre Vorgehensweise der Besetzungsstadt und für eine kulturelle Umerziehung hin zu einer Demokratie mündiger Bürger*innen aus: „Es ist aus mit dem Befehlen, und das ist gut, Ihr seid auf eure eigenen Beine gestellt.“²² 1946 beschrieb er in seinem in der *Badischen Zeitung* erschienenen autobiografischen Bericht *Abschied und Wiederkehr* seine Gefühle bei der Rückkehr nach Deutschland. Vorherrschend seien Empathie und der Selbstanspruch, nicht zu verurteilen und zu bestrafen, sondern aufzuklären und zu vermitteln: „Manchmal schaudert's mich, manchmal muss ich wegblicken und bin bitter.

¹⁹ Vgl. Schöller: Alfred Döblin, S. 632, 640f. Vgl. für ein weiteres Beispiel von Döblins Wirken als Literaturinspekteur im Dienst der französischen Militärregierung den Beitrag von Andrea Albrecht und Sandra Schell in diesem Band.

²⁰ Alfred Döblin an Elvira und Arthur Rosin, 02.05.1945, zit. nach Schöller: Alfred Döblin, S. 622.

²¹ Schöller: Alfred Döblin, S. 622f.

²² Alfred Döblin: Kritik der Zeit. Rundfunkbeiträge 1946–1952, hg. v. Alexandra Birkert. Olten/Freiburg i. Br. 1992, S. 84.

Dann sehe ich ihr Elend und sehe, sie [d. h. die Deutschen; S. S.] haben noch nicht erfahren, was sie erfahren haben. Es ist schwer. Ich möchte helfen.“²³

Döblins optimistische Ziele und Ideale zu Beginn der Besatzung und seiner Arbeit lassen sich nirgendwo besser ablesen als im Geleitwort der ersten Ausgabe von *Das Goldene Tor*: Die kulturpolitische Zeitschrift war von den französischen Behörden in Auftrag gegeben und in Absprache mit Schmittlein konzipiert worden, inhaltlich war Döblin jedoch weitgehend frei. Die Prägung durch die Besatzungsmacht zeigte sich in Berichten über Neuerscheinungen aus der Zone oder Überblicksdarstellungen der französischen Gegenwartskultur, doch schon im ersten Heft wird der „weltliterarische“ Anspruch betont, es gibt Beiträge mit französischen, amerikanischen und sogar chinesischen Bezügen.²⁴

Als Aufgaben und Ziele der Zeitschrift werden Aufklärung im Geiste Lessings als Kampf für „Humanität und Wahrheit“²⁵, die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus als „Gegenüber[] mit sich selbst“ sowie der Einsatz für die „menschliche Freiheit und die Solidarität der Völker“ definiert.²⁶ Die Idee der Völkerverständigung zeigt sich auch im Titel der Zeitschrift, welcher sich auf die natürliche Meeresenge ‚Golden Gate‘ in San Francisco bezieht. Dort waren im Juni 1945 die Vereinten Nationen gegründet worden. Weder Titelblatt und Impressum noch das Geleitwort erwähnen die französischen Besatzer als Auftraggeber, dafür ist Döblins bekannter Name optisch hervorgehoben. ‚Umerziehung‘ sollte nicht ‚von oben‘ oktroyiert werden, sondern – so die Botschaft – aus Deutschland selbst, besser noch aus der Mitte der Gesellschaft erwachsen. Dafür sollten zuvor geflohene und verfolgte deutsche Autor*innen zu Wort kommen und in den Austausch mit zeitgenössischen ausländischen Schriftsteller*innen gebracht werden: „Das Goldene Tor lässt die Exilierten ein.“²⁷ Inwiefern diese kulturelle Elite die „Mitte der Gesellschaft“ abbilden konnte, ist dabei in Frage zu stellen. Döblin

23 Alfred Döblin: Abschied und Wiederkehr [1946]. In: Ders.: Autobiographische Schriften, S. 435.

24 Vgl. Wilfried Barner: Geschichte der deutschen Literatur von 1945 bis zur Gegenwart. München 2006, S. 13f.; Inhaltverzeichnis. In: Das Goldene Tor 1.1 (September 1946), S. 1. Döblins *Das Goldene Tor* ist nur eine von zahlreichen kulturpolitischen Zeitschriften, die nach Kriegsende im Umfeld der alliierten Demokratisierungsbestrebungen begründet wurden; siehe dazu auch die Beiträge von Anna Axtner-Borsutzky (*Die Wandlung*) und Christian Sieg (*Horizont*) in diesem Band.

25 Döblin: Geleitwort, S. 3 u. 5.

26 Döblin: Geleitwort, S. 3.

27 Alexandra Birkert: Alfred Döblin im Dienst französischer Kulturpolitik. In: Frankreichs Kulturpolitik in Deutschland, 1945–1950. Ein Tübinger Symposium, 19. und 20. September 1985, hg. v. Franz Knipping und Jacques Le Rider. Tübingen 1987, S. 181–190, hier S. 188; Jérôme Vaillant (Hg.): Französische Kulturpolitik in Deutschland 1945–1949. Berichte und Dokumente. Konstanz 1984, S. 179; Döblin: Geleitwort, S. 6. Ein ähnliches Anliegen verfolgte in der amerikanischen Besatzungszone auch *Die Wandlung*, siehe dazu den Beitrag von Axtner-Borsutzky in diesem Band.

unterhielt direkten wie indirekten Kontakt mit einem überwiegenden Teil deutscher Exilautor*innen, sowohl den nach West-, aber auch Ostdeutschland remigrierten, darunter Bertolt Brecht, Johannes R. Becher oder Anna Seghers, als auch mit denjenigen, die sich noch in ihren Exilländern aufhielten. Er wollte ein besonderes Augenmerk auf Exilschicksale setzen, denen er sich selbst zurechnete. Bereits im Januar 1946 problematisierte er Vertreter und Aussagen der sogenannten ‚Inneren Emigration‘ und forderte programmatisch:

Auch eine allgemeine objekt[ive] Schilderung der Entwicklung der Emigration bzw. Emigranten und ihrer Schicksale wäre erwünscht; denn hier erheben Typen wie Frank Thieß und andere frech ihre Stimmen und stellen sich als ‚Innere Emigration‘ vor und finden, wir hätten draußen das bequemere Leben gehabt [...].²⁸

Im poetisch gehaltenen Geleitwort ist die Hoffnung auf einen kulturellen und politischen Neuanfang das vorherrschende Motiv:

Golden strahlt das Tor, durch das die Dichtung, die Kunst, der freie Gedanke schreiten. [...] Jetzt sieht und fühlt man: eine Feuerbrunst hat sich ausgerast und hat einen schwarzen verbrannten Boden, Ruinen und Krater hinterlassen.²⁹

Der ‚verbrannte Boden‘ steht hier für die Katastrophe, aber auch für die Fruchtbarkeit, aus der Neues erwachsen kann. Die Alliierten werden im Folgenden als Hoffnungsträger inszeniert. Interessanterweise stehen die USA, vor allem Kalifornien, in dieser von den französischen Behörden in Auftrag gegebenen Publikation als „Neue Welt“, als gelobtes Land der Zukunft, im Fokus. Frankreich dagegen verkörpert das „alte Europa“:

Traumhaft liegt vor dem, der in San Franzisko von einem Hügel auf das Meer herabblickt, die Bucht und das wellige Land. Eine Brücke, fein wie filigran, schwingt sich [...] von einer Seite der Bucht zur anderen. Dies ist die Einfahrt zur Neuen Welt vom Alten her. Und siehe: ihr Name ist: Das Goldene Tor. Unvergeßlich der Anblick. Er ist anders und nicht mit solcher erschütternden Wucht beladen wie der Anblick darüber auf der Ostflanke des Kontinents [...]. Und abends liegen sie [d. s. die Wolkenkratzer in New York; S. S.] auf der Lauer und schauen [...] gegen Osten, um die Freiheit zu bewachen, deren Statue das alte Europa, Frankreich herübergeschickt hat. Im Westen, an dem dunstumwobenen Goldenen Tor, läßt man ein.³⁰

²⁸ Alfred Döblin an Rudolf Leonhard, 02.01.1946, zit. nach Sabina Becker: „Lehrreicher Besuch“ ohne Perspektive. Alfred Döblins Nachexil 1946–1957. In: Nachexil/Post-Exile, hg. v. Bettina Banasch und Katja Sarkowsky. Berlin/Boston 2020, S. 41–66, hier S. 49f.

²⁹ Döblin: Geleitwort, S. 3.

³⁰ Döblin: Geleitwort, S. 4f.

Als wesentlich für einen Neubeginn wird interkulturelle Kommunikation betrachtet. Ziel sei es, hierfür alte Traditionen des Austauschs und der Übersetzung in Deutschland wiederzubeleben:

Daß wir das Fenster nach dem Ausland weit öffnen, versteht sich von selbst. Man lebt weder in der Gesellschaft noch unter Völkern allein: für die Deutschen, die mehr übersetzten als andere, keine Neuigkeit.³¹

Auch für die Entwicklung der Nachkriegsliteratur prognostiziert Döblin im Geleitwort optimistisch:

Verschüttet war über ein Jahrzehnt eine ungeheure Masse von seelischer und geistiger Kraft im Lande. [...] Man wird sehen, es lebt und regt sich hier wieder, der Geist ist nicht erschlagen, die Erholung ist gewiss.³²

Im weiteren Verlauf der Besatzungszeit sollte Döblin allerdings in vielerlei Hinsicht eine große Enttäuschung erleben. Seine Hoffnung auf Einsicht und Offenheit als mentale Grundlagen der ‚Umerziehung‘ und des Neubeginns erwies sich als Illusion, sein Anspruch an die Wirksamkeit der eigenen Arbeit als Selbstüberschätzung. Nachvollziehbar tituliert Helmuth Kiesel daher Döblins Spätwerk als eine Spielart von „Trauerarbeit“, die vor allem diese Frustration behandelt.³³

In seinem *Journal 1952/53* zog Döblin eine bittere Bilanz, ein vernichtendes Urteil über die Resultate der Entnazifizierung und ‚Umerziehung‘. Er resümiert zunächst seine vorab gesetzten Ziele und die Selbstansprüche zu Beginn der Besatzung, bevor er diese dann mit seiner nun erfolgten Desillusionierung und seinen Irrtümern kontrastiert:

Es hieß kulturell auf die Deutschen einwirken, zunächst natürlich sie aufklären über ihre Situation, da sie sich über ein Jahrzehnt von der übrigen Welt abgesperrt hatten. Sie mußten erfassen, in welchem Zustand moralischer und geistiger Art sie sich befanden, welches unsichtbare Trümmerfeld sie umgab. Ich wollte aktiv sein, wollte helfen. Aber mir kam schon im Beginn vor, es war ein ungeheuerliches Unterfangen. [...] Ich suchte mich zu informieren, ich suchte nach einem überzeugten Nazi und fand keinen. Wen auch immer ich sprach: er wußte nichts, er wußte von nichts, er leugnete, bemängelte und verschwieg. [...] Vor diesen Leuten von Demokratie zu reden war schwierig. [...] Befreier und Befreite standen sich hier im Lande vielleicht wie Sieger und Besiegte gegenüber, aber noch immer zugleich als Fein-

³¹ Döblin: Geleitwort, S. 6.

³² Döblin: Geleitwort, S. 6.

³³ Helmuth Kiesel: Literarische Trauerarbeit. Das Exil- und Spätwerk Alfred Döblins. Tübingen 1986, S. 1f., 18.

de. Ich habe mich bemüht, denn ich sah den Schaden, Franzosen und Deutsche nebeneinander zu setzen und zueinander zu führen.³⁴

Er erzählt weiter von seiner Vermittlungsarbeit, von deutsch-französischen Gesellschaftsabenden. Hierbei stellt er die eingangs beschriebene Machtasymmetrie in Besatzungsgesellschaften fest, die seine Arbeit als *cultural mediator* erschwerte, wenn er ausführt, dass eine „wirkliche Berührung [...] nicht stattfand“. Die Deutschen, auch bekannte Intellektuelle, hätten von den Franzosen nur als „Okkupanten“ gesprochen.³⁵ Seine eigenen interkulturellen Bemühungen um Annäherung zwischen Deutschen und Franzosen galten ihm zu Beginn der 1950er Jahre als gescheitert.

Im Rückblick analysiert Döblin selbst sein nur wenige Jahre zuvor verfasstes Geleitwort zur ersten Ausgabe des *Goldenen Tors* und erkennt seinen zentralen Irrtum: Auch er hatte die Möglichkeit einer ‚Stunde Null‘, eines Neubeginns angenommen.

Ein kühnes und falsches Wort findet sich am Schluß zum ‚Goldenen Tor‘ meiner Einführung: „Jetzt kann sich keiner hinter eine Bewegung stellen und verstecken. Keine Fahne nimmt dem Einzelnen das Nachdenken und die Entscheidung ab und erspart ihm das Gegenüber mit sich selbst.“ Das war ein Wunschtraum. Man konnte sich gut verstecken, und man tat es, und nach einer Weile verdeckte man sich nicht mehr und trat hervor. [...] Man stand in der Zeit nach dem Kriege, der Nazidrache war erlegt, aber sein giftiges Blut floß weiter, ohne einzutrocknen, über den Boden.³⁶

Dieser „Wunschtraum“ fußte auf der zeitgenössisch weitverbreiteten Vorstellung, der Nationalsozialismus sei eine Art Krankheit gewesen, die das deutsche Volk befallen habe, „ein Fremdkörper im deutschen Fleisch“. Döblin hatte angenommen, Hitler habe mit „Lug, List und Gewalt Deutschland zersetzt, wie später die Tschechoslowakei und andere Länder“.³⁷ In den sieben Jahren nach seiner Rückkehr sollte Döblin jedoch nach und nach erfahren, dass die ‚Krankheit‘ nicht unverschuldet über die Deutschen gekommen, dass sie keinesfalls ein ‚Fremdkörper‘ war. Er hatte, so sein Vorwurf an sich selbst, ihre Komplizenschaft unter- und ihre Reflexionsbereitschaft überschätzt.

Das gesellschaftliche Aufbrechen des Schweigens in den 1960er bis 1980er Jahren, die Frankfurter Auschwitzprozesse und die Entwicklungen einer deut-

³⁴ Alfred Döblin: Journal 1952/53. In: Ders.: Autobiographische Schriften und letzte Aufzeichnungen, hg. v. Edgar Pässler. Freiburg 1977, S. 490–493.

³⁵ Döblin: Journal 1952/53, S. 493.

³⁶ Döblin: Journal 1952/53, S. 501.

³⁷ Döblin: Journal 1952/53, S. 493.

schen Erinnerungskultur sollte Döblin nicht mehr erleben: 1953 verließ er die Bundesrepublik erneut und ging zurück nach Frankreich. Neben der zumindest auf kurze Sicht empfundenen Unwirksamkeit seiner Arbeit als ‚Umerzieher‘ war er auch von der ausbleibenden Wertschätzung und dem ausbleibenden Erfolg seiner literarischen Arbeit, von den Entwicklungen der deutschen Nachkriegsliteratur sowie von seinen beruflichen Möglichkeiten innerhalb der französischen Besatzungsbehörden enttäuscht worden. 1948 schied er aufgrund seines Alters ohne Pensionsanspruch aus seinem Dienstverhältnis mit den französischen Besatzungsbehörden, gab jedoch noch bis ins Jahr 1951 *Das Goldene Tor* heraus. 1957 starb er an den Folgen einer Parkinson-Erkrankung.³⁸ Sein Versuch, in Deutschland erneut literarisch Fuß zu fassen, war ebenfalls gescheitert. Im mentalen Klima der Nachkriegszeit wurde er als französischer Kulturoffizier und Katholik mit missionarischem Auftrag wahrgenommen und abgelehnt. Sein Werk, abgesehen von Wiederauflagen des 1929 erstveröffentlichten Romans *Berlin Alexanderplatz* und einigen frühen Erzählungen, fand lange Jahre keine große Verbreitung.³⁹

Im historischen Rückblick erweisen sich Döblins Auseinandersetzungen mit dem Nationalsozialismus und mit der unmittelbaren Nachkriegszeit als klarsichtig, er zeigt sich als guter und genauer Beobachter.⁴⁰ Seine Einschätzungen der eigenen Wirksamkeit sowie der deutschen Nachkriegsliteratur sind bei näherer Betrachtung allerdings nicht haltbar. Mit seiner Arbeit als *cultural mediator* hat er wichtige Grundlagen für eine demokratische Zukunft gelegt, trotz der Diskrepanz zwischen Selbstan spruch und Umsetzung seiner Ziele. Seine Position innerhalb der französischen Besatzungsbehörden bot ihm weitreichende Möglichkeiten, sich an der Gestaltung eines neuen Deutschlands zu beteiligen, auch wenn er dies in seinen autobiografischen Texten nicht so bewertete.

Was die Beurteilung der Qualität des literarischen Wirkens in Deutschlands anbelangt, so hat seine Frustration über die ausbleibende zeitgenössische Wertschätzung des eigenen Exil- und Nachkriegswerks sicherlich eine große Rolle gespielt. Aufgrund der eigenen Biografie und Positionierung innerhalb der ‚Großen Kontroverse‘ setzte er sich vor allem für die Literatur der Emigrierten ein, die er im *Goldenen Tor* mit ausländischen Schriftsteller*innen in Kontakt bringen wollte. Einige interessante und begabte Autor*innen blieben deshalb von Döblin –

³⁸ Vgl. Döblin, Alfred. In: Munzinger Online.

³⁹ Schöller: Alfred Döblin, S. 670.

⁴⁰ Vgl. Sabine Kyora: „Ich kannte die Deutschen“. Alfred Döblins Auseinandersetzung mit Nationalsozialismus und Holocaust. In: Internationales Alfred-Döblin-Kolloquium Strasbourg 2003. Der Grenzgänger Alfred Döblin, 1940–1957. Biographie und Werk, hg. v. Christine Maillard und Monique Mombert. Bern 2006, S. 187–198, hier S. 188.

trotz seines weitreichenden Netzwerks innerhalb der Exilliteratur und seines Überblicks über den nachkriegsdeutschen Literaturbetrieb – unbemerkt, darunter unter anderem viele der im Nationalsozialismus verbotenen Autor*innen, deren Arbeit zu Beginn der 1930er-Jahre noch am Anfang stand und die sich vor dem Krieg keinen Namen machen konnten.⁴¹ Ein Beispiel dafür ist die zehn Jahre jüngere Tami Oelfken, deren Bücher Döblin zwar als Literaturinspekteur begutachtete und zur Veröffentlichung empfahl. Auch hatte er mit Oelfken 1951 gemeinsam in einer Anthologie publiziert, sie müssen sich also zumindest namentlich bekannt gewesen sein.⁴² Davon abgesehen fand Oelfken im Rahmen von Döblins nachkriegsliterarischem Engagement jedoch keine Aufmerksamkeit, und es ist nicht bekannt, ob die beiden sich jemals persönlich begegneten. Für Oelfken war Döblin ein mächtiger Mann in der sich neuformierenden Kulturszene, ein *gate keeper*, der über Publikationsmöglichkeiten entschied und über ein Netzwerk und Einflussmöglichkeiten verfügte. Sie steht für interkulturelle Vermittlung auf zivilgesellschaftlicher Ebene, unterhalb offizieller kulturpolitischer Netzwerke.

3 Tami Oelfken: „Du sollst nicht schweigen...“

Das Ende des Krieges, den Einmarsch der französischen Armee und die Besatzung hatte Tami Oelfken in Überlingen als Befreiung und Neuanfang erlebt. Im *Logbuch* schrieb sie hymnisch:

O ihr meine französischen Brüder! Der Krieg ist zu Ende! Ist endlich zu Ende! Euer Tag des Sieges ist unser Tag der Freiheit! Habt Dank! Wir haben mit unserer Niederlage, mit eurem Sieg, unsere Freiheit erkauft. Sie ist teuer bezahlt. Sie ist das kostbarste Gut der Erde. Wir wollen die Freiheit hüten wie unseren höchsten Schatz.⁴³

In ihrem *Logbuch* zeigt Oelfken eine für den interkulturellen Dialog offene Mentalität und Reflexionsfähigkeit, die Alfred Döblin bei den meisten seiner Zeitgenoss*innen und Kolleg*innen vermisste. Als Sozialistin und Reformpädagogin war sie von Beginn an eine entschiedene Gegnerin des Nationalsozialismus gewesen, eine Haltung, die im ‚Dritten Reich‘ Verfolgung durch die Gestapo, zwei Berufsverbote, große finanzielle Not und mehrere Emigrationsversuche zur Folge hatte.

⁴¹ Oelfken: Noch ist es Zeit, S. 10f.

⁴² Willi Weismann (Hg.): Wir heißen euch hoffen. Schriftsteller zur deutschen Verständigung. München 1951.

⁴³ Oelfken: Logbuch, S. 418.

Die 1888 als Maria Wilhelmine Oelfken geborene Tochter einer gutbürgerlichen Familie aus Bremen-Vegesack war vor und während des Ersten Weltkriegs als Lehrerin tätig. Aufgrund eines angeborenen Hüftleidens, das zeitlebens zu einer sichtbaren und einschränkenden körperlichen Behinderung führte, hatten ihre Eltern die schulische Berufslaufbahn schon früh für sie vorgesehen, auch da sie ihre Chancen auf eine Heirat als gering einschätzten. Tami (eine Abkürzung des Kosenamens ‚Tante Mieze‘) war ein von ihren Schüler*innen gewählter Spitzname, den sie später als ihren Künstlerinnennamen erwählte.⁴⁴ Kurd Schulz beschreibt sie in der *Bremischen Biographie* als „ungemein temperamentvoll und begabt, mit einer ausgesprochenen Liebe zu Kindern, [...] eine begeisterte und begeisternde Pädagogin, geriet aber bei ihrer bis zum Rebellischen gehenden Eigenwilligkeit und Ichbezogenheit immer wieder in Konflikte mit [...] der Schulbehörde“.⁴⁵ Schon in den 1910er Jahren verfolgte sie reformpädagogische Ideen, 1922 veröffentlichte sie ihre selbstverfassten *Grundschulversuche*. Oelfken war überzeugt davon, dass die bestehende Staatsschule den Erfordernissen einer zeitgemäßen und sozialen Erziehung nicht entsprach.⁴⁶

In der Weimarer Republik positionierte und radikalierte sie sich politisch. Sie hatte Kontakt zu Heinrich Vogeler (1872–1942) und zur Worpsweder Künstlerkolonie und trat 1918 dem Spartakusbund bei. 1922 quittierte sie den Staatsdienst in Bremen und nahm in Berlin aktiv am Spandauer Schulkampf gegen Prügelstrafe und Gebetserlass teil. 1928 erhielt sie als erste Frau die Erlaubnis des Schulamts, eine eigene Reformschule in Berlin-Lichterfelde zu gründen. In der Tami-Oelfken-Gemeinschaftsschule wurden nicht nur die gemeinschaftliche Erziehung von Elternhaus und Schule gefördert, sondern auch das eigene Lerntempo jedes Schülers und jeder Schülerin. Trotz der zunehmenden politischen Radikalisierung in Deutschland arbeitete sie bis 1933 erfolgreich – viele Kinder aus Linksintellektuellen-, Verleger-, Schriftsteller- und Künstler*innenkreisen besuchten ihre Schule.⁴⁷ Ein Jahr nach der Machtübernahme lösten die Nationalsozialisten die Tami-Oelfken-

⁴⁴ Habermann: Die Schriftstellerin, S. 22.

⁴⁵ Kurd Schulz: Oelfken, Maria Wilhelmine gen. Tami. In: Bremische Biographie 1912–1962, hg. v. der Historischen Gesellschaft zu Bremen und dem Stadtarchiv Bremen. Bremen 1969, S. 356f, hier S. 356.

⁴⁶ Vgl. Tami Oelfken: *Grundschulversuche* [1922]. In: Die Praxis der Reformpädagogik. Dokumente und Kommentare zur Reform der öffentlichen Schulen in der Weimarer Republik, hg. v. Inge Hansen-Schaberg. Bad Heilbrunn 2005, S. 97–102.

⁴⁷ Zu Oelfkens pädagogischer Arbeit siehe Barbara Engelhart: Tami Oelfken (1888–1957). In: Reformfrauen in der Schule. Ein Lesebuch, hg. v. Hans-Ulrich Grunder und Karin de la Roy-Frey. Baltmannsweiler 2005, S. 140–159; spezifisch zum Programm der Tami-Oelfken-Gemeinschaftsschule siehe S. 150f.

Gemeinschaftsschule auf, „weil pazifistisch, kommunistisch, judenfreundlich usw.“.⁴⁸ Oelfken erhielt als Pädagogin Berufsverbot auf Lebenszeit. Die Leitung der Schule hatte sie sich mit ihrer langjährigen Lebensgefährtin, der Malerin und Illustratorin Fe Spemann (1901–1993), geteilt. Gemeinsam verließen die beiden Frauen 1934 NS-Deutschland, um zunächst in Paris erneut eine Schule mit Kindern von Emigrierten wieder aufzubauen. Doch diese Versuche scheiterten. Sie erhielten die Konzession für die Eröffnung der Schule nicht und mussten Paris zunächst verlassen.⁴⁹

In Oelfkens unveröffentlichten Tagebüchern wird ihre besondere Beziehung zu Spemann offenbar. Sie sind der einzige Ort, an dem Oelfken ihr homosexuelles Beziehungsleben offen und frei adressiert, sie schreibt über ihre Sexualität: „Ich habe in meinem Leben so selten von einem männlichen Liebhaber geträumt.“⁵⁰ Spemann taucht bereits in vielen ihrer frühen literarischen Werke als „Tante Fe“ oder als Ansprechpartnerin auf, oftmals sind die Werke ihr auch gewidmet: „Das meiste habe ich für sie geschrieben“, hält Oelfken in ihrem Tagebuch fest. So beinhaltet etwa ihr Kinderbuch *Nickelmann erlebt Berlin*, mit dem sie 1931 erstmals als Autorin in Erscheinung trat, Fotomontagen und Illustrationen von Spemann, ebenso wie viel später *Die Penaten*, eine Postille, die 1954 veröffentlicht wurde.⁵¹

48 Tami Oelfken: „Erinnerungen 1949. Befreiung aus dem roten Plüscher“, zit. nach Habermann: Die Schriftstellerin, S. 19f.

49 Zum Scheitern des Wiederaufbaus der Schule in Paris, das mit großem finanziellem Verlust einherging, äußerte sich Oelfken ausführlich in ihren Anträgen auf Wiedergutmachung im Jahr 1952. Was genau 1934 und 1935 in Paris passierte, ist schwer zu rekonstruieren. Oelfken und Spemann benötigten für die Eröffnung der Schule nach französischem Gesetz eine französische Konzessionsträgerin. Hierfür habe sich eine Madame Louise Lecauley zur Verfügung gestellt, deren Sohn Oelfken bereits in Berlin drei Jahre unterrichtet hatte. Sie hätten die Konzession von den französischen Behörden nicht erhalten, weil Madame Lecauley im Verdacht gestanden habe, für die deutsche Gestapo zu arbeiten. Nach Oelfkens Aussage sei sie mit einem Chef der Gestapo, Peter Schneider, verlobt gewesen, was Oelfken und Spemann zuvor nicht bekannt gewesen sei. Sie seien beschuldigt worden, an einem „réseau de nazi“ beteiligt zu sein und ausgewiesen worden, hätten Paris sofort verlassen und ihr Eigentum zurücklassen müssen, das nach Angaben der französischen Vermieterin im Anschluss von Madame Lecauley verkauft worden sei. Nach ihrer Rückkehr nach Deutschland sei Oelfken von der Gestapo wiederholt zu Madame Lecauley befragt worden, Oelfken nennt dies eine „Schikaniererei“. Dem Antrag ist ein Briefwechsel mit einem Anwalt aus Paris, den Oelfken und Spemann 1935 in dieser Sache beauftragt hatten, sowie eine Aufstellung des in Paris verlorengegangenen Eigentums beigelegt. Vgl. die Dokumente In: Staatsarchiv Freiburg, Bestand F 196,1 und Felder-Archiv Bregenz, Vorlass Manfred Bosch, N61/2.

50 Zitate hier und im folgenden Absatz: Oelfkens unveröffentlichtes Tagebuch, 20. November 1950, 20. Februar 1951, 9. März 1952.

51 Die Neuausgabe enthält die originalen Fotomontagen: Tami Oelfken: *Nickelmann erlebt Berlin. Ein Großstadt-Roman für Kinder und deren Freunde*, hg. v. Gina Weinkauf. Berlin 2020.

Sie war die große Liebe in Oelfkens Leben, sie hatten in Berlin und Paris zusammengelebt. Nach ihrer (auch räumlichen) Trennung im Jahr 1935 blieben die beiden Frauen befreundet, doch – wie die unveröffentlichten Tagebuchnotizen und Briefe zeigen – belasteten Entfremdung und Eifersucht die Beziehung. Im Februar 1951 schrieb Oelfken rückblickend über die Trennung von Spemann: „In Wahrheit bin ich damals gestorben.“ Spemann ging eine Beziehung mit der Antiquitätenhändlerin Anita Goldberg ein, mit der sie gemeinsam in Paris lebte, Oelfken übersiedelte kurzzeitig nach Südfrankreich und London, bevor sie nach Deutschland zurückkehrte.

Oelfkens Identität und Leben als queere Frau in der Weimarer Republik, unter dem Nationalsozialismus und in der Nachkriegszeit bieten interessante Forschungsmöglichkeiten, die bisher nicht ausreichend berücksichtigt wurden, obwohl sie aufschlussreiche Aspekte für ein besseres Verständnis der Zeit versprechen. Ihre Person vereint mehrere marginalisierte Intersektionen: ihre politische Haltung als Sozialistin, ihre körperliche Behinderung, ihre Stellung als Frau sowie ihre sexuelle Orientierung und Identität. Obwohl Bekannte von ihren homosexuellen Beziehungen wussten und, zu Oelfken befragt, diese Jahrzehnte später offen benannten,⁵² spricht die schmale Forschung zu ihrer Person fast ausschließlich von „Freundschaften“ mit Frauen – ein symptomatischer Befund dafür, dass weibliche Liebesbeziehungen und Queerness als Differenzkategorie weiterhin allzu häufig historiografisch unsichtbar bleiben.

Die materielle Not zwang Oelfken 1939 wieder nach Berlin zurückzukehren. Da ihre Bücher der nationalsozialistischen Ideologie nicht entsprachen, wurden sie beschlagnahmt und verboten; sie wurde 1942 nach dem Erscheinen und dem Verbot ihres Romans *Tine* (1940/41) aus der Reichskultkammer ausgeschlossen.

⁵² Protokoll eines Telefonats von Manfred Bosch mit Anatol Regnier (*1945), Sohn des Schauspielers Charles Regnier, der mit Tami Oelfken befreundet war, vom 14. April 2003: „Als erstes fällt ihm der Begriff ‚Lesbe‘ ein, was er mit dem Epitheton ‚programmatisch‘, später ‚militant‘ versieht, auch sei sie eine wilde ‚Antinazisse‘ gewesen.“ Protokoll. In: Felder-Archiv Bregenz, Vorlass Manfred Bosch, N61/1: Tami Oelfken (1). Obwohl Anatol Regnier nur als Kind mit Tami Oelfken bekannt war, ist der Begriff „Lesbe“ fünf Jahrzehnte später seine erste Assoziation zur Person, die er in einem eher informellen Telefonat mit Manfred Bosch, bei dem es um dessen Forschung zu Tami Oelfken geht, äußert. Dies legt nahe, dass ihre sexuelle Orientierung zumindest innerhalb der Familie Regnier bekannt war. Wie offen zeitgenössisch darüber gesprochen wurde, ist nicht nachvollziehbar. Man teilte allerdings die Verfolgungserfahrung während des NS. 1934 war Charles Regnier (1914–2001) aufgrund des Vorwurfs der Homosexualität im KZ Lichtenburg interniert worden. In einem Interview mit Harald von Troschke äußert er sich dazu und gibt an, dass die Mitgliedschaft in einer kommunistischen Theatergruppe der „eigentliche Anlass“ gewesen sei. Vgl. Interview mit Charles Regnier. In: Harald von Troschke Archiv, online abrufbar unter <https://troschke-archiv.de/interviews/charles-regnier>, 22min18s [Zugriff: 24.08.2023].

Sie erhielt nun auch ein Schreibverbot auf Lebenszeit, was ihr die letzte Lebensgrundlage nahm. In den folgenden Jahren wechselte sie ständig ihren Wohnsitz, um Bespitzelungen durch die Gestapo zu entgehen, lebte hauptsächlich von der Unterstützung von Freund*innen wie dem Autor und Übersetzer Hans Reisiger (1884–1968) und arbeitete unter Pseudonymen für deutsche Zeitungen im Ausland.⁵³ Im während dieser Zeit geführten *Logbuch* wechseln sich stilistisch Tagebucheinträge mit Sequenzen im Briefstil, fiktiv adressiert an abwesende Freund*innen, ab. Im Sommer 1945, kurz vor dem Einmarsch der Franzosen in Überlingen, schreibt sie:

Wenn nicht einmal für uns Platz sein sollte – für uns, die wir seit 1933 nie das Gefühl für Gerechtigkeit und Menschenwürde verloren haben und die wir, wie Sie [hier wird Freundin Elsa Pfeiffer angesprochen; S. S.] ganz hell erkennen, diejenigen sind, die Kunst empfangen und Kunst geben – für wen sollte dann noch Raum sein?⁵⁴

Der Nachkriegszeit sah sie ausgesprochen hoffnungsvoll entgegen, sie ging davon aus, dass sich ihr Anspruch und ihr Bedürfnis, am Aufbau eines demokratischen Deutschlands als Künstlerin und Vermittlerin aktiv mitzuwirken, aufgrund ihrer politischen Haltung und ihrer Verfolgungserfahrungen im ‚Dritten Reich‘ erfüllen würden. Sie sah nun ihre Zeit und ihren „Platz“ gekommen, nachdem das nationalsozialistische Regime ihr nach eigener Aussage gefühlt ein halbes Jahrhundert freie Lebenszeit genommen hatte: „Zehn Jahre leben wir nun schon im Gefängnis. [...] Als das Dritte Reich anbrach war ich 44. Jetzt bin ich 100.“⁵⁵ Alle Energie konzentrierte sie nun auf die mit dem Kriegsende einhergehenden Freiheiten und Möglichkeiten, vor allem, was die Veröffentlichung ihrer zuvor verbotenen Bücher anging. Im Oktober 1945 schreibt sie an ihre Freundin Regina Mühlenweg⁵⁶: „Jetzt kommen also für uns die sogenannten gesegneten Zeiten“.⁵⁷

Zunächst konnten einige ihrer Ziele verwirklicht werden. Das *Logbuch* und die *Sonnenuhr* erhielten zügig die Genehmigung zur Veröffentlichung in der französischen Zone. Ihr Überlinger Verleger Werner Wulff schrieb im Dezember 1945 an Oelfken:

⁵³ Vgl. Engelhart: Tami Oelfken, S. 152; Bosch: Bohème, S. 196.

⁵⁴ Oelfken: Logbuch, S. 407.

⁵⁵ Oelfken: Logbuch, S. 310.

⁵⁶ Germanistin und Übersetzerin, Tochter des Schriftstellers und Malers Fritz Mühlenweg (1898–1961).

⁵⁷ Tami Oelfken an Regina Mühlenweg, Oktober 1945. In: Felder-Archiv Bregenz, Vorlass Manfred Bosch, N61/1: Oelfken, Tami. Mühlenweg, Familie.

Inzwischen ist nun von Baden-Baden die Genehmigung eingetroffen über 5000 Exemplare ‚Fahrt durch das Chaos‘, die Hälfte von dem, was ich beantragt hatte, aber immerhin ein schöner Erfolg. Papierzuteilung soll auch von Baden-Baden erfolgen, und ich hoffe, daß Mitte Januar der Druck losgehen kann, falls das Manuskript dann druckreif ist.⁵⁸

In einem Brief vom April 1946 betonte er Döblins positive Rückmeldung auf die *Sonnenuhr* und bezog sich dabei auf das zu Beginn des Artikels zitierte Gutachten: „Ich rechne daher fest, daß die Genehmigung für die ‚Sonnenuhr‘ auch in den nächsten Tagen eintrifft, zumal Sie von Herrn A. Döblin bereits bestätigt bekommen haben, wie sehr er diese Arbeiten schätzt.“⁵⁹

Ab 1947 arbeitete Oelfken regelmäßig für den neugegründeten *Südwestfunk* und veröffentlichte Textauszüge aus ihren Büchern und Artikel in Zeitschriften und Zeitungen, mehrfach auch in der *Zeit*.⁶⁰ Die Alliierten, vor allem die US-amerikanischen und französischen, betrachtete Oelfken als Hoffnungsträger, als Bewahrer der Kultur, der Demokratie und der Freiheit. In ihrem im Mai 1947 erschienenen Artikel *Bei der Betrachtung des Lebens, genannt ‚Life‘* beschreibt sie ihre Freude beim Lesen des amerikanischen Magazins:

Ein Mann, der in Nürnberg amtiert, hat mir ein Heft „Life“ geschenkt. [...] Und da sitze ich nur und erbaue mich. [...] Ich habe eine Leidenschaft für das Leben! Um wie vieles reicher ist „Life“ durch das Auge der siegreichen Amerikaner gesehen! Aber Freunde, es ist dasselbe Leben. Alles, was seit 1933 gar nicht mehr für uns existent war, das hat, während wir nicht mitleben durften, in Amerika die herrlichsten Triebe angesetzt, hat Knospen hervorgebracht und Blüten gezaubert.⁶¹

Diese kulturellen „Blüten“ waren nun wieder zugänglich. Die Alliierten entwarfen großangelegte kulturpädagogische ‚Umerziehungsprogramme‘ und bemühten sich um einen Neu- beziehungsweise Wiederaufbau der kulturellen Szene in Deutschland nach je eigenem Vorbild und Absatzmarkt. Allerdings entwickelten sich die Dinge nur langsam, gesellschaftliche und personelle Kontinuitäten hielten sich hartnäckig. Die politische und kulturelle Szene entfaltete sich bekanntlich keineswegs auf der Basis einer sogenannten Stunde Null. Die wiedergegründeten deutschen Traditionsvorlage wechselten zwar ihr Programm, seltener aber das Personal oder die Inhaber. Die meisten der Arbeiten, die im ‚Dritten Reich‘ verbo-

⁵⁸ Werner Wulff an Tami Oelfken, 29.12.1945, zit. nach Oelfken: Noch ist es Zeit, S. 38.

⁵⁹ Oelfken: Noch ist es Zeit, S. 50.

⁶⁰ Tami Oelfken: Bei der Betrachtung des Lebens, genannt ‚Life‘. In: Die Zeit 2.21 (22.05.1947); zum 60. Geburtstag: Tami Oelfken: Sechs Meilen auf dem Lebenspfad. Pointen einer Selbstbiographie. In: Die Zeit 3.22 (1948).

⁶¹ Oelfken: Bei der Betrachtung des Lebens, genannt ‚Life‘.

ten worden waren, blieben auch nach 1945 noch lange unveröffentlicht.⁶² Hier stellen sich Fragen nach der Notwendigkeit und Möglichkeit eines Elitenaustauschs und der Rehabilitierung zuvor verbotener Autor*innen zum nachhaltigen Aufbau demokratischer Strukturen.

Das Manuskript des *Logbuchs* wurde bereits im Dezember 1945 angenommen und von den französischen Behörden genehmigt. Der deutsche Wulff-Verlag erhielt als einer der ersten Verlage in der französischen Zone im April 1946 eine Papierzuteilung, doch aufgrund von Verzögerungen bei der Druckgenehmigung und der langwierigen Arbeit an verschiedenen Fahnen und Entwürfen von Seiten des Verlags und der Autorin konnte das Buch erst im Dezember 1946 erscheinen.⁶³ Nach der Veröffentlichung stieß es zunächst auf keine große Resonanz, über die Jahre lässt sich allerdings ein zunehmendes Interesse feststellen, 1952 war das Buch nach Oelfkens eigener Aussage vergriffen.⁶⁴ In einer Buchbesprechung in der Zeitschrift *Welt und Wort* aus dem Jahr 1948 bemängelte die Rezensentin:

Das Mitfühlen mit den Nöten fremder Völker ist deutlicher als das mit den Mühsalen des eigenen Volkes, das von der Verfasserin in seiner Masse anscheinend gefühlsmäßig als mitbeteiligt am Unwesen der Regierenden empfunden wird.⁶⁵

Gelobt werden die unpolitischen „eindringliche[n] Schilderungen von Landschaften und vor allem von Blumen“.⁶⁶ Anstatt den unbegreifbaren Geschehnissen des Weltkriegs und der Shoah hilflos Innerlichkeiten und Belanglosigkeiten entgegenzuhalten, beschrieb Oelfken mit dokumentarischer Genauigkeit die zurückliegenden Jahre und drückte ihren leidenschaftlichen Widerspruch aus.⁶⁷ In einer Besprechung von Oelfkens Werk im *Schweizer Frauenblatt* aus dem Jahr 1950, verfasst von der Schriftstellerin Mary Lavater-Sloman (1891–1980), beschrieb

⁶² Habermann: Die Schriftstellerin, S. 11f.

⁶³ Oelfken: Noch ist es Zeit, S. 49f., S. 54.

⁶⁴ Die erste Auflage umfasste 5000 Exemplare, Oelfken erhielt zehn Prozent des Ladenpreises als Honorar. Beim Alster Verlag Curt Brauns, Wedel/Holstein, erschien eine weitere Auflage von 6000 Exemplaren (vgl. Oelfken: Noch ist es Zeit, S. 38, 41, 60). Zur Auflage und Verbreitung des *Logbuchs* in den folgenden Jahren gibt Oelfken in einem Brief an Oberschulrat Buchwald im August 1952 an: „ein Buch, das in elftausend Exemplaren ausgeliefert wurde und heute vergriffen ist – Besprechungen lege ich Ihnen ein“ (zit. nach Oelfken: Noch ist es Zeit, S. 186). Im August 1951 schreibt Wulff an Oelfken: „Die Fahrt durchs Chaos wird hier [gemeint ist Bremen; S. S.] jetzt kräftig gelesen, ich muß immer aufpassen, daß man mir nicht mein Archivexemplar wegholt.“ (zit. nach Oelfken: Noch ist es Zeit, S. 128).

⁶⁵ Margarete Bock: [Rez.] Tami Oelfken: Fahrt durch das Chaos. In: Welt und Wort 3 (1948), S. 317.

⁶⁶ Bock: [Rez.] Oelfken: Fahrt durch das Chaos, S. 318.

⁶⁷ Bosch: Bohème, S. 196.

diese das *Logbuch* als „ausgezeichnet geschrieben, grauenhaft in seiner Wahrhaftigkeit, dieses Buch menschlichen Abstieges in unbegreifliche Tiefen, dessen Zeuge wir alle waren“.⁶⁸

Im Briefwechsel zwischen Tami Oelfken und ihrem Freund und Verleger Werner Wulff tritt die starke Diskrepanz zwischen den realen Möglichkeiten ehemaliger NS-Verfolgter in der Nachkriegszeit und ihrem Selbstanspruch, an einem neuen Staat mitzuarbeiten, hervor.⁶⁹ In Überlingen erhielt Wulff, während des Krieges ebenfalls verfolgt und im Widerstand aktiv, nach dem Krieg als einer der ersten Verleger im süddeutschen Raum von der französischen Militärregierung die Lizenzen zur Veröffentlichung von Büchern, 1953 gründete er einen neuen Verlag in Bremen.⁷⁰ Die Briefe fungierten zwischen 1945 und 1955 zur Aufrechterhaltung der Geschäftsbeziehung, Verträge wurden geschlossen, Einzelheiten der Veröffentlichungen besprochen. Aber auch die besondere Beziehung zwischen Oelfken und Wulff wird deutlich, eine Beziehung, die von Freundschaft und Solidarität, aber auch von Meinungsverschiedenheiten geprägt war. Im April 1949 zeigte sich Oelfken gegenüber ihrer Freundin Noa Kiepenheuer (1893–1971) enttäuscht vom „Revival erfolgreicher Autoren der Nazizeit“ im Wulff-Verlag, den sie als Autorin nach dem Erscheinen der *Sonnenuhr* und des *Logbooks* bereits im Jahr 1946 verlassen hatte.⁷¹ In den nachfolgenden Jahren blieben Oelfken und Wulff allerdings durch regelmäßigen Briefkontakt freundschaftlich verbunden und unterstützten sich gegenseitig bei aufkommenden Schwierigkeiten und Kontroversen.

Die Mentalitäten in Westdeutschland waren bald stark von der aufkommenden Blockkonfrontation geprägt, für die Verlagsszene der frühen Bundesrepublik lässt sich die Entwicklung eines starken Antikommunismus feststellen. In diesem historischen Kontext gestaltete es sich schwierig für Persönlichkeiten wie Oelfken

⁶⁸ Mary Lavater-Sloman: Tami Oelfken. In: Schweizer Frauenblatt 32.5 (15.12.1950).

⁶⁹ Vgl. Habermann: Editorische Anmerkungen. In: Oelfken: Noch ist es Zeit, S. 31.

⁷⁰ Im politisch angespannten Klima des Kalten Krieges wurde Wulff kurz darauf aufgrund von Kontakten zu russischer Literatur über die Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft der „staatsfeindliche[n] Umtriebe“ denunziert und angeklagt. Es folgte ein zweijähriges Verfahren, das erst 1955 durch das Landgericht Bremen eingestellt wurde, bisherige Geschäftsfreunde zogen sich in dieser Zeit zurück. Im April 1956 erlag Werner Wulff einem Herzleiden als Spätfolge seiner Arbeitslagerhaft während des Nationalsozialismus. Vgl. zu den biografischen Informationen: Ursel Habermann: Der Verleger Werner Wulff. In: Oelfken: Noch ist es Zeit, Umschlagtext; Bosch: Bohème, S. 504f.

⁷¹ Nicole Dietz und Siegfried Lokatis: Tobbys Wunsch? Tami Oelfken zwischen den Fronten bei Kiepenheuers. In: 100 Jahre Kiepenheuer-Verlage, hg. v. Ingrid Sonntag und Siegfried Lokatis. Berlin 2011, S. 244–247, hier S. 245.

und Wulff, die während des Krieges aufgrund ihrer sozialistischen Positionen verfolgt worden waren, nachhaltig Netzwerke aufzubauen und als Kulturschaffende Geld zu verdienen. Trotz ihrer Wiedergutmachungsansprüche als Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung und ihrer demokratischen Grundwerte fanden sie keinen Platz in der neuen Bundesrepublik. Oelfken schreibt in ihren Erinnerungen 1949: „Die Literaturgeschichte von Herrn [Paul] Lüth erwähnt mich nicht. Herr Döblin mag mich nicht. In Südbaden druckt man mich nicht. Aber – ist darum mein Leben weniger gesegnet, mein Werk weniger gut?“⁷² Ob die Einschätzung Döblin betreffend zutraf, ist nicht nachzuweisen, die positiven Gutachten scheinen Oelfken zu widersprechen. Sie hatte allerdings wiederholt die Erfahrung gemacht, von Männern in Autoritätspositionen unbeachtet zu bleiben, oder gar als Frau mit einem lauten und unbequemen Auftreten offen abgelehnt und benachteiligt zu werden. Im August 1946 schrieb sie resignativ: „Ich wollt, ich wäre ein Mann und hätte einen Sohn, dann würden vielleicht meine Dinge sich auch etwas temperamentvoller entwickeln“.⁷³

Nachdem sie zunächst also im nachkriegsdeutschen Literaturbetrieb ohne große Resonanz nur als Autorin von westdeutschen Kleinverlagen in Erscheinung getreten war – neben dem Werner Wulff Verlag wurden ihre Werke etwa noch im 1948 insolvent gegangenen Alster-Verlag Wedel veröffentlicht⁷⁴ –, nahm Oelfken Ende der 1940er Jahre Kontakt mit dem 1948 gegründeten Verlag Kiepenheuer & Witsch auf. Ihr Briefwechsel mit dem Mitbegründer Joseph Caspar Witsch dokumentiert, dass zunächst alles nach Einvernehmen zwischen der Autorin und dem Verleger ausgesehen hatte: Man diskutierte einerseits Oelfkens neues Buch *Der wilde Engel*, andererseits organisierte sie der Familie Witsch einen Sommeraufenthalt am Bodensee. Oelfken appellierte offen an die Gunst des Verlegers. Im Februar 1951 schrieb sie: „Ob ich weiter in der deutschen Literatur vagabundieren

⁷² Oelfken: Noch ist es Zeit, S. 20. Gemeint ist Paul Egon Heinrich Lüth (1921–1986), der zwischen 1946 und 1948 Herausgeber und Chefredakteur der von Alfred Döblin und den amerikanischen Besetzungsbehörden geförderten Literaturzeitschrift *Der Bogen* war, später Gründer des von 1950 bis 1952 bestehenden antikommunistischen *Bundes Deutscher Jugend* (BDJ). Oelfken rekurriert auf seine Veröffentlichung *Literatur als Geschichte. Deutsche Dichtung von 1885 bis 1947* (1947). Die jeweilige politische Verortung legt nahe, dass Oelfken hierin einen Grund ihrer Ausgrenzung vermutete. Vgl. Christian Adam: Der Traum vom Jahre Null. Autoren, Bestseller, Leser. Die Neuordnung der Bücherwelt in Ost und West nach 1945. Berlin 2016, S. 123–125.

⁷³ Oelfken: Noch ist es Zeit, S. 54.

⁷⁴ Im Vertrag war ihr ein Honorar von 12,5 Prozent des Ladenpreises zugesagt worden (vgl. Oelfken: Noch ist es Zeit, S. 60), nach der Insolvenz wurden ihr allerdings „auf völlig unkameradschaftliche Art“ ungedeckte Schecks ausgezahlt. Vgl. Tami Oelken an Noa Kiepenheuer, 22.04.1949, zit. nach Dietz/Lokatis: Tobbys Wunsch?, S. 245.

muss, ist ja nicht in meine Macht gegeben. Im Gegenteil – da müssen Sie sich mir gegenüber wie der Gott persönlich vorkommen.“⁷⁵

Oelfken hatte eine Vorgeschichte mit dem Vorgängerverlag: Noch 1940 verlegte Gustav Kiepenheuer ihren Roman *Tine*, doch 1944 wurde sein seit 1909 bestehender Verlag auf Anordnung der Reichsschrifttumskammer verboten.⁷⁶ Zu Gustav Kiepenheuer, der 1949 verstarb, und vor allem auch zu seiner Frau Noa Kiepenheuer pflegte Oelfken eine freundschaftliche Beziehung, was sie darauf hoffen ließ, auch in der Nachkriegszeit im neugegründeten Verlag unterzukommen. Noch im April 1951 schrieb Oelfken in einem Brief an Wulff: „Wenn wir Gesamtdeutschland haben, hoffe ich, dass Noa ihr Versprechen wahr macht. Ich gehöre in den alten Verlag Gustav Kiepenheuer. Wenn ich es noch erlebe, will ich mit den restlichen Büchern dahin zurück.“⁷⁷

Doch gerade der Einsatz für ein wiedervereinigtes Deutschland sollte sie die verlegerische Zusammenarbeit mit Kiepenheuer & Witsch kosten. Was war geschehen? Oelfken hatte 1951 dem befreundeten Verleger Willi Weismann (1909–1983) aus München zwei Seiten des *Logbuchs* für einen Almanach mit dem Titel *Wir heissen euch hoffen. Schriftsteller zur deutschen Verständigung*⁷⁸ zur Verfügung gestellt, der im Anschluss an die Ost-West-Gespräche von 25 Schriftsteller*innen aus dem Umfeld der Friedensbewegung am Starnberger See veröffentlicht wurde, an denen Oelfken allerdings nicht persönlich teilgenommen hatte. Es waren darin prominente Schriftsteller*innen wie Anna Seghers oder Walter von Molo vertreten, auch Alfred Döblin hatte einen Text beigesteuert.⁷⁹

Wegen der Zusammenarbeit mit linientreuen DDR-Autor*innen wurde der Almanach von Paul Hühnerfeld (1926–1960) in der *Zeit* heftig kritisiert, Oelfken galt ihm als „Kommunistin mit gefährlichen pazifistischen Ideen“.⁸⁰ Sein Artikel im Stil einer sarkastischen Rezension der Anthologie erschien am 3. Mai 1951.

75 Tami Oelfken an Joseph Caspar Witsch, 02.02.1951, zit. nach Birgit Boge: Die Anfänge von Kiepenheuer & Witsch. Joseph Caspar Witsch und die Etablierung des Verlags. Wiesbaden 2009, S. 380.

76 Sabine Röttig: „Wir haben wahrhaftig keinen Überfluss mehr an Verlegern, die das Recht haben, [sich] Verleger zu nennen.“. Kiepenheuer zwischen 1933 und 1944. In: Lokatis/Sonntag (Hg.): 100 Jahre Kiepenheuer-Verlage, S. 116–123, hier S. 122.

77 Oelfken: Noch ist es Zeit, S. 90; vgl. Sabine Röttig: „Bleiben Sie wie bisher getrost in Dichters Landen und nähren Sie sich redlich“. Der Gustav Kiepenheuer Verlag 1933–1949. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 58 (2004), S. 1–139, hier S. 59f., 117; weiterführend zur Kontroverse: Dietz/Lokatis: Tobbys Wunsch?

78 Georg Schwarz und Carl August Weber (Hg.): *Wir heissen euch hoffen. Schriftsteller zur deutschen Verständigung*. München 1951 (Weismann Verlag).

79 Vgl. Röttig: Der Gustav Kiepenheuer Verlag, S. 118.

80 Habermann: Die Schriftstellerin, S. 9.

Hühnerfeld erwähnt darin neben Oelfken nur einige wenige andere der westdeutschen Autor*innen namentlich, und fällt über diese folgendes Urteil:

So haben sich die westdeutschen Schriftsteller mit dem geschriebenen Ertrag dieser Gespräche, der Broschüre „Wir heißen Euch hoffen“, nicht selbst engagiert. Sie sind engagiert worden. Engagiert von den roten Machthabern, die in ihre Rechnung alles mit einkalkulieren: törichte Herzen, schriftstellerische Eitelkeit und politische Dummheit.⁸¹

In Oelfkens Entgegnung, die von der *Zeit* nicht veröffentlicht wurde, verteidigt sie ihre Teilnahme an der Anthologie und bezieht sich direkt auf Alfred Döblin, dessen Beitrag von Paul Hühnerfeld unerwähnt blieb:

Von den Schriftstellern kenne ich außer Hans Reisiger und Karl Jakob Hirsch, für deren Lauterkeit ich in Freundschaft einstehe, nur noch Alfred Döblin, dessen Namen Sie so entgegenkommend verschweigen. Ich nehme an, Sie tun es in Rücksicht darauf, daß Herr Döblin Franzose ist. [...] So lange ich ein eigenes Herz und einen eigenen Verstand habe, ziehe ich es vor, mich auf dieses Herz und diesen Verstand zu verlassen. Ich bin kein Mensch der Masse. [...] Haben Sie nicht genug Phantasie, um sich ein zukünftiges, demokratisches Deutschland auch nur vorzustellen? [...] Ich erkläre Ihnen hier gern und eindeutig, daß ich im Lande der Freiheit aktive Pazifistin bin, worunter Sie sich gewiß nichts vorstellen können. Ich bin in keiner Partei mehr und wähle geheim. Ich bin Sozialistin. Ich hasse es, daß man sich im freien Deutschland immer noch nicht abgewöhnen kann, in der privaten Sphäre jedes Bürgers herum zu schnüffeln.⁸²

Der Text zeigt ein eindrucksvolles politisches Selbstverständnis und die Vision eines zukünftigen wiedervereinigten Deutschlands, ist allerdings recht polemisch gehalten, was ein Grund für die verweigerte Veröffentlichung sein könnte. Oelfken geht darin auf ihre Arbeit als freie Autorin für die *Zeit* ein, sie erwähnt, dass sie in den zurückliegenden Jahren „zahlreiche Artikel“ sowie ein „ausführliches Stück“ aus dem *Logbuch* in der Zeitung veröffentlicht hatte, weswegen die Einordnung der Entstehung des Beitrags möglich gewesen sei.⁸³ Da sie im Kontakt mit Chefredakteur Richard Tüngel (1893–1970) und Feuilleton-Chef Walter Abendroth (1896–1973) stand, konnte sie von einem Abdruck der Berichtigung ausgehen. Zunächst wurden auch Zusagen auf Berichtigung gemacht, doch dann wieder zurückgezogen, was zum Zerwürfnis führte.⁸⁴ Unter Tüngel, der die *Zeit* ab August 1946 leitete, ist ein Rechtsruck der Zeitung festzustellen. Insgesamt sei die *Zeit*

⁸¹ Paul Hühnerfeld: Deutsche Schriftsteller im Engagement. Notwendige Anmerkungen zu einer Kollektiventdeckung. In: Die Zeit (03.05.1951), zit. nach Oelfken: Noch ist es Zeit, S. 91–95.

⁸² Oelfken: Noch ist es Zeit, S. 95–98.

⁸³ Oelfken: Noch ist es Zeit, S. 96.

⁸⁴ Oelfken: Noch ist es Zeit, S. 107.

in ihren Anfängen von einem hohen Maß an Kontinuität und somit auch an NS-Belastung gekennzeichnet gewesen, wie Christian Staas 2021 in einem ausführlichen Artikel herausgearbeitet hat.⁸⁵

Fünf Tage nach dem Erscheinen des *Zeit*-Artikels folgte Witschs Brief, in dem er seine Absage der Aufnahme von Oelfkens Veröffentlichungen in das Verlagsprogramm mit seiner rigorosen Haltung dem „Osten“ gegenüber begründete. Er warf ihr vor, sich vom Kommunismus habe „mißbrauchen“ zu lassen:

Leider muss ich erfahren, daß Sie [...] sich für die vom Osten ausgehenden ost-westlichen Vernebelungs-Manöver haben mißbrauchen lassen. [...] Sie kennen meine Erfahrungen, Sie kennen meine Haltung gegenüber dem Osten, meine Überzeugung von der abgrundigen Unmenschlichkeit dieses Regimes und wissen, daß ich in diesem Punkte das Äußerste an Rigorismus leiste, was überhaupt zu leisten ist. [...] Leider hat Ihre und meine so verschiedene Ansicht von dieser Sache eine nicht erfreuliche Konsequenz. Ich sehe mich außerstande, die Übernahme Ihrer Manuskripte noch weiter ernstlich zu prüfen. Ich gebe Ihnen alle Unterlagen, die wir von Ihnen besitzen, in diesen Tagen zurück. Ich bedaure außerordentlich, daß unsere Beziehungen sich so scharf trennen.⁸⁶

Er erklärt zwar, dass er die politischen Ansichten seiner Autor*innen nicht beeinflussen wolle, distanziert sich aber als Verleger und Privatperson von Tami Oelfken als belletristischer Autorin, was in der Konsequenz zum Abbruch der Zusammenarbeit führte. Ihr Werk wurde somit nicht ästhetischen, sondern politischen Maßstäben unterworfen. Birgit Boge ergänzt in diesem Zusammenhang: „So erbittert und restriktiv Witsch gegen kommunistische Tendenzen bei Verlagsautoren vorging, so nachsichtig war er bei rechtslastigen Positionen bei von ihm verlegten Schriftstellern oder bei Literaturkritikern, mit denen er im Diskurs stand.“⁸⁷ Er beteiligte sich aktiv an der Rehabilitierung von Autoren wie Ernst Jünger (1895–1998) und Friedrich Sieburg (1893–1964).⁸⁸

Witsch wurde, dank seines Talents als Netzwerker und weil er sich an die jeweiligen politischen Vorzeichen anzupassen verstand, zu einer der großen Verlegerpersönlichkeiten der Nachkriegszeit und zu einem wichtigen kulturellen und politischen Akteur in der frühen Bundesrepublik. Der Kommunismus bot ihm ein zugleich neues wie altes Feindbild, welches durch die Alliierten, vor allem durch

⁸⁵ Siehe weiterführend Christian Staas: Die Zeit und die NS-Zeit. In: *Zeit Online* (06.05.2021), online abrufbar unter <https://www.zeit.de/2021/19/nationalsozialismus-die-zeit-zeitung-ns-geschichte-75-jahre-zeit/komplettansicht> [Zugriff: 14.09.2023].

⁸⁶ Joseph Caspar Witsch an Tami Oelfken, 08.05.1951, zit. nach Oelfken: *Noch ist es Zeit*, S. 98f.

⁸⁷ Boge: *Die Anfänge*, S. 383, 385f.

⁸⁸ Boge: *Die Anfänge*, S. 368–370.

die Amerikaner, unterstützt wurde.⁸⁹ Wie Millionen andere Deutsche schwieg auch er hartnäckig über seine Verstrickungen in der NS-Zeit.⁹⁰ In dieser Hinsicht war er ein typischer Vertreter der Mentalität und Kontinuität der direkten Nachkriegszeit; im Gegensatz etwa zu Tami Oelfken, die sich den restaurativen Tendenzen nicht anpassen wollte oder konnte.

Ihre Antwort an Witsch eine Woche nach Erhalt zeigt dies deutlich, auch werden hier Oelfkens demokratische und pazifistische Grundwerte offenbar. Eine große Enttäuschung spricht aus dem souverän formulierten Brief. Sie sah ihre Zukunft im befreiten Deutschland und ihre freie Meinungsäußerung durch die Vorfälle, die sie einen „Boykott“ nennt, torpediert:

Sehr geehrter Herr Dr. Witsch, meine Haltung und meine politische Meinung waren Ihnen im Verlauf der Verhandlungen, die fast zwei Jahre liefen, bekannt. [...] Für jeden Leser, der auch nur guten Willens ist, geht aus dem Text eindeutig hervor, daß er gleichermaßen für die Kommunisten und die Kapitalisten ungeeignet zur Propaganda ist. [...] Zum Unterschied zu Ihnen und Herrn Paul Hühnerfeld hoffe und glaube ich, daß West und Ostdeutschland eines Tages wieder Deutschland sind. [...] Es scheint mir, Sie hoffen das nicht; denn wenn Sie es hoffen würden, dann müssten Sie schon heute daran denken müssen, daß wir in naher Zukunft ein allgemeines deutsches Parlament wieder haben, wie es in einem demokratischen Land Sitte ist. Sie müßten also wissen, daß in einem solchen Parlament, wie es in Frankreich der Fall ist, neben Ihnen ein Kommunist sitzen kann, den Sie nicht totschlagen können. Was Sie persönlich in der Ostzone erlebt haben, spielt dabei genau so wenig eine Rolle, wie es für die deutsche Zukunft unwichtig ist, was ich im Dritten Reich erlebt habe. Es ist der Mangel demokratischen Bewußtseins, der bei vielen Menschen die Gehirne in Unordnung bringt. [...] Ihre heutige Absage und deren Begründung ist ein offener Boykott. Ich nehme das mit Bedauern zur Kenntnis. [...] Zum Schluß lassen Sie mich Ihnen noch sagen, daß der Ton Ihres Briefes in seinem festgefahrenen und persönlichen Haß besorgnisreißend ist. [...] Auch die Feindschaft gegen den Terror erhält ihre Kraft aus der Vernunft und der Sachlichkeit.⁹¹

Diese Auseinandersetzung und der anschließende Ausschluss durch westdeutsche Verlage nahmen Oelfken die Lebensgrundlage als Autorin und führten zu ihrer Verarmung. Aber auch eine Übersiedelung in die DDR kam für sie nicht in Frage und hätte ihrer politischen Haltung nicht entsprochen. Am 23. Mai 1951, eine Wo-

⁸⁹ Witsch erhielt unter anderem Gelder und Aufträge von antikommunistischen Tarnorganisationen der CIA. Vgl. Boge: Die Anfänge, S. 386–396.

⁹⁰ Der Volksbibliothekar in Thüringen war seit 1933 Mitglied der SA, seit 1937 NSDAP-Mitglied. Vgl. zur politischen Verortung Witschs während der NS-Zeit: Angelika Hohenstein: Joseph Caspar Witsch und das Volksbüchereiwesen unter nationalsozialistischer Herrschaft. Wiesbaden 1992. Zu seiner Biografie siehe ferner Frank Möller: Das Buch Witsch. Das schwindelerregende Leben des Verlegers Joseph Caspar Witsch. Köln 2014.

⁹¹ Tami Oelfken an Joseph Caspar Witsch, 15.05.1951, zit. nach Oelfken: Noch ist es Zeit, S. 99–101.

che nach der Auseinandersetzung mit Witsch, reichte sie eine Beschwerde beim Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen ein, in der sie betonte, nicht genau über den Inhalt der Anthologie informiert gewesen zu sein und weder mit dem „Terror der Russen“ noch mit der Staatsform der Diktatur zu sympathisieren. Sie erhoffte sich Unterstützung bei der Wiederherstellung ihres Rufs. Das Ministerium lehnte das Gesuch der Autorin ab und ließ Joseph Caspar Witsch eine Kopie des Briefes zukommen.⁹² Ihre Abneigung gegen das Regime der DDR betonte sie allerdings nicht nur zur Verteidigung ihrer Reputation, sondern auch immer wieder in ihren Briefen und Tagebucheinträgen: Im März 1952 schrieb sie etwa, dass sie einen Besuch in der DDR wie einen „Albtraum“ empfunden habe.⁹³ Mit ihrer Freundin Noa Kiepenheuer führte sie 1949 eine Auseinandersetzung über das geistige Klima in Ostdeutschland und bezog klar Position für die westdeutsche Demokratie.⁹⁴

Ihren Lebensunterhalt konnte sie als Schriftstellerin kaum mehr bestreiten, sie lebte in den darauffolgenden Jahren von kleineren Aufträgen und freundschaftlicher Unterstützung.⁹⁵ Im Sommer 1951 schrieb sie an Wulff: „Mittlerweile bin ich so arm geworden, wie wir es zuletzt im dritten Reich waren, nur mit dem Unterschied, daß es damals nichts gab und sich heute die anderen wieder schön satt essen.“⁹⁶ Infolge der Ablehnung durch westdeutsche Verlage veröffentlichte sie fortan ihre Bücher vor allem in Ostdeutschland. Anfang der 1950er Jahre hielt sie sich wiederholt in Bremen und Worpswede auf, hielt Vorträge und fand in Walther Kreye von *Radio Bremen* einen Förderer, der ihr Buch *Stine vom Löh* als Rundfunksendung und Fernsehfilm adaptierte.⁹⁷

Bereits 1945 hatte sie außerdem finanzielle Wiedergutmachung bei der Badischen Landesstelle für Opfer des Nationalsozialismus beantragt. Das Verfahren zog sich über fast ein Jahrzehnt. Im September 1952 wurde ihr vom Badischen Ministerium der Finanzen eine monatliche Unterstützung von 300 DM zugesprochen. In ihrem Antrag, in dem Sie ausführlich ihre Schädigung während des NS, vor allem durch die Schließung ihrer Schule, schildert, hatte sie sie noch einmal betont: „Nur möchte ich, solange ich es noch aushalte, im kulturellen Aufbau mit-

⁹² Vgl. Boge: Die Anfänge, S. 384.

⁹³ Oelfkens unveröffentlichtes Tagebuch, März 1952.

⁹⁴ Vgl. Röttig: Der Gustav Kiepenheuer Verlag, S. 117.

⁹⁵ So bat sie etwa Alfred Faust, den Pressechef des Bremer Senats, um Unterstützung. Vgl. Oelfken: Noch ist es Zeit, S. 118–120.

⁹⁶ Tami Oelfken an Werner Wulff, 10.07.1951, zit. nach Oelfken: Noch ist es Zeit, S. 114.

⁹⁷ Vgl. Oelfken: Noch ist es Zeit, S. 196, 215.

beteiligt sein.“⁹⁸ Im Februar 1955 wurde ein Vergleich geschlossen, um das Verfahren zu beenden. Tami Oelfken erhielt eine Entschädigung über 13.200 DM, wobei gesundheitliche Schädigungen und der Verlust ihres Eigentums in Paris unberücksichtigt blieben.⁹⁹ Von diesem Geld konnte sie ihre letzten Lebensjahre bestreiten. 1956 zog sie in ihrem Tagebuch Bilanz: „Es hat sich nach 1945 für mich nichts wieder aufgebaut. [...] Und genau wie im Dritten Reich habe ich gegen die Umwelt weiter gearbeitet.“¹⁰⁰ Ein Jahr später verstarb sie in München.

Immer wieder hatte sie betont, dass sie es als ihre Aufgabe als Kulturschaffende, als „Geistige“, empfand, ihre Stimme zu erheben, um die „mit Hass aus Feigheit, mit Neid aus Armseligkeit geladene Luft“ zu reinigen und gegen das Schweigen der direkten Nachkriegszeit anzuarbeiten.¹⁰¹ Als Reformpädagogin stand sie für Aufklärung, Vermittlung und Erziehung, ihr Exilhintergrund verschaffte ihr deutsch-französische interkulturelle Kompetenz. Ihre Ziele und Ansprüche entsprachen dem *Reeducation*-Programm der Alliierten und ähnelten den oben rekonstruierten Plänen Alfred Döblins für die Kulturarbeit in der französischen Zone, doch Oelfken fand aus verschiedenen Gründen keine Wirkungsmöglichkeiten darin. Um ihren ausbleibenden literarischen Erfolg in der Nachkriegszeit zu begründen, wird in der Forschung wiederholt ihre schwierige Persönlichkeit angeführt, die den Aufbau von beruflichen Netzwerken erschwert hätte.¹⁰² Diese Begründung erscheint mir allerdings unzureichend, verkennt sie doch Oelfkens Position im nachkriegsdeutschen Literaturbetrieb, die durchaus symptomatisch für Autor*innen ist, die nicht an schriftstellerische Erfolge oder einen in der Weimarer Republik anerkannten Namen anknüpfen konnten – in dieser Zeit war Oelfken noch hauptsächlich als Pädagogin tätig gewesen. Ihre Briefwechsel belegen, dass sie einen großen und im Literaturbetrieb der Nachkriegszeit gut vernetzten Freundeskreis hatte, der auch bekannte Persönlichkeiten einschloss, dass sie diese Beziehungen durchaus pflegte und sehr bemüht darum war, solidarische Netzwerke aufzubauen. Die Briefe dokumentieren aber ebenfalls einen direkten und nicht gerade konfliktscheuen Charakter, laut eigener Aussage verdanke sich dies Oelfkens „angeborene[m] Organ für Freiheit“ und dem „geistigen Klima der

⁹⁸ Staatarchiv Freiburg, Bestand F, 196,1, zit. nach Felder-Archiv Bregenz, Vorlass Manfred Bosch, N61/1, N61/2.

⁹⁹ Vgl. Engelhart: Tami Oelfken, S. 153.

¹⁰⁰ Oelfkens unveröffentlichtes Tagebuch, 1956.

¹⁰¹ Oelfken: Noch ist es Zeit, S. 120.

¹⁰² Vgl. Jens Pollem: Tami Oelfken. Pädagogin und Schriftstellerin. In: Arbeiterbewegung und Sozialgeschichte. Zeitschrift für die Regionalgeschichte Bremens im 19. und 20. Jahrhundert 20 (2008), S. 68f.

freien Hansestadt Bremen“.¹⁰³ Sicherlich war ihr Auftreten auch geprägt von jahrzehntelangen Kämpfen um Anerkennung und Existenz, dabei oftmals als Teil von ausgegrenzten und verfolgten Minderheiten. Für das letzte Kapitel ihres unveröffentlichten Buchs *Der wilde Engel* wählte sie den Titel „Du sollst nicht schweigen“, den sie als ihr „elftes Gebot“ bezeichnete.¹⁰⁴ Als meinungsstarke Frau, die Raum einnehmen und gestalten wollte, wurde sie in der Nachkriegszeit und in der frühen Bundesrepublik als unbequem wahrgenommen, was ihr berufliche Nachteile einbrachte und ihr schriftstellerisches Werk, das einen Beitrag im Projekt der ‚Umerziehung‘ und Demokratisierung hätte leisten können, in Vergessenheit geraten ließ.¹⁰⁵ Erst seit den 1980er Jahren wurde es nach und nach wiederentdeckt und der Forschung zugänglich gemacht.¹⁰⁶ Zuletzt wurden das *Logbuch* und das Kinderbuch *Nickelmann erlebt Berlin* neu aufgelegt und herausgegeben. Anfang 2024 veröffentlichte die Literaturwissenschaftlerin Gina Weinkauff eine Monografie zu Leben und Werk Tami Oelfkens.¹⁰⁷ Zum ersten Mal findet hier eine kritische Würdigung ihres literarischen Werks zwischen Selbstvergewisserung und Zeitzeugenschaft statt, die zahlreiche Anschlussmöglichkeiten für literatur- und geschichtswissenschaftliche Forschungen bietet.¹⁰⁸

¹⁰³ Oelfken: Noch ist es Zeit, S. 120.

¹⁰⁴ Habermann: Die Schriftstellerin, S. 7.

¹⁰⁵ Vgl. hierzu auch die Beispiele Irmgard Keuns im Beitrag von Heike Paul sowie Erika Manns im Beitrag von Irmela von der Lühe in diesem Band.

¹⁰⁶ Hier sind vor allem die Arbeiten von Ursel Habermann zu nennen, die 1988 den Briefwechsel mit Werner Wulff herausgegeben und mehrere Artikel zu Oelfkens Leben und Werk veröffentlicht hat. Siehe Ursel Habermann: Befreiung aus dem roten Plüscht. In: stint 7 (1990), o. S.; dies.: Tami Oelfken. Lebensgeschichte – Zeitgeschichte. In: Frauen. Geschichte. Bremen, hg. v. Renate Meyer-Braun. Bremen 1991, S. 141–162 (entspricht dem Vorwort in Oelfken: Noch ist es Zeit); dies.: „Das Gewohnte und das Feste will ich lassen...“ Annäherung an eine vergessene Dichterin: Tami Oelfken (1888–1957). In: Allmende 28/29 (1991), S. 166–188. Inge Hansen-Schaberg hat sich mit Beiträgen zu Oelfkens pädagogischer Arbeit verdient gemacht. Siehe: Inge Hansen-Schaberg: Tami Oelfken (1888–1957). In: „Etwas erzählen“. Die lebensgeschichtliche Dimension in der Pädagogik, hg. v. ders. Hohenegger 1997, S. 132–141; dies. (Hg.): Die Praxis der Reformpädagogik. Hervorzuheben ist auch die Leistung Manfred Boschs, der eine Quellen- und Recherchesammlung zu Oelfken angelegt hat, die als Vorlass im Felder-Archiv Bregenz einzusehen ist und die Kopien von Oelfkens unveröffentlichten Tagebüchern enthält. Im Staatsarchiv Bremen liegt eine weitere Sammlung zu Leben und Werk Oelfkens: Bestand im Staatsarchiv Bremen 7.231, online abrufbar unter <https://www.arcinsys.niedersachsen.de/arcinsys/detailAction?detailid=b16498> [Zugriff: 05.06.2023].

¹⁰⁷ Tami Oelfken: Fahrt durch das Chaos, hg. v. Manfred Bosch. Lengwil 2003; dies.: Nickelmann erlebt Berlin; Gina Weinkauff: „Bis jetzt bin ich von Zuversicht getragen“. Tami Oelfken (1899–1957). Leben und Werk. Bielefeld 2024.

¹⁰⁸ Vgl. Weinkauff: „Bis jetzt bin ich von Zuversicht getragen“, S. 9, 15.

4 Fazit

Alfred Döblin und Tami Oelfken äußerten beide zunächst große Hoffnungen und später eine starke Enttäuschung, beinahe Verzweiflung, bezüglich ihrer Wirkungsmöglichkeit in der Nachkriegszeit. Dies betraf ihren literarischen Erfolg, aber auch ihre Rollen im französischen Projekt der ‚Umerziehung‘. Geboren und sozialisiert im Kaiserreich, war die Weimarer Republik Ort ihrer Politisierung und ihres beruflichen Erfolgs gewesen, an den sie im nächsten deutschen Demokratiever such aus verschiedenen Gründen nicht anknüpfen konnten. Dies führte zu einer Diskrepanz zwischen den Selbstansprüchen der zuvor verfolgten Kulturschaffenden, durch ihre Arbeit aktiv an der ‚Umerziehung‘ und dem Aufbau neuer gesellschaftlicher Strukturen mitzuwirken, und den von Ihnen wahrgenommenen und tatsächlichen Handlungsspielräumen.

Trotz der Hürden und Enttäuschungen können beide Persönlichkeiten als *cultural mediators* angesehen werden, die zwischen disparaten Kulturen zu vermitteln suchten; auf der einen Seite die deutsche Nachkriegskultur, geprägt von Faschismus und Niederlage, auf der anderen Seite die westlichen Demokratien im Rückgriff auf Traditionen der Aufklärung. Die asymmetrischen Machthierarchien während der Besatzungszeit sowie der aufkommende Antikommunismus im beginnenden Kalten Krieg erschwerten diese Aufgabe. Sie stehen repräsentativ für verschiedene Typen von kulturellen Grenz- und Vermittlungsfiguren: Alfred Döblin nahm als deutsch-französischer Kulturagent im klassischen Sinne als Teil der französischen Behörden eine durchaus wirksame Rolle im alliierten Projekt der *Réeducation* ein. Tami Oelfken verstand sich selbst ebenfalls als Mediatorin, zwischen Vermitteln und Ermahnen, fand allerdings keinen wirkmächtigen Platz in der kulturellen Szene.

